

Jugendliche ohne Berufsabschluss – eine gesellschaftliche Herausforderung

Dr. Joachim Gerd Ulrich, BIBB

Sehr geehrte Damen und Herren,

Sie haben vielleicht mitbekommen, dass im letzten Jahr der Philosoph Peter Sloterdijk ein Buch mit dem etwas pathetischen Titel "Du musst dein Leben ändern" herausgegeben hat. Er hat in diesem Zusammenhang dem Kölner Stadtanzeiger ein Interview gegeben, das mit den Worten überschrieben war: "Die Krise ist eine halbgöttliche Instanz". In diesem Interview hat er ausgeführt, dass Europa sich in einer tiefen demografischen Krise befindet. Die quantitativen Zusammenhänge zwischen Jung und Alt passten seit langem hinten und vorne nicht mehr. Mir hat der Satz gut gefallen, weil er in einer sehr einfachen Sprache darstellt, mit welchem Problem wir es in Zukunft zu tun haben werden.

Wir haben eine sehr schwierige demografische Situation, und ich habe oft an mein eigenes Studienfach (der Psychologie) gedacht und mich gefragt, ob nicht das, was wir dort produziert haben, ein typisches Beispiel dafür ist, wie schwer es uns Menschen fällt, langfristige Konsequenzen zu berücksichtigen und in unser gegenwärtiges Handeln zu integrieren. Man kann die demografische Herausforderung, der wir in den nächsten Jahren gegenüber stehen werden und die uns auch nicht mehr verlassen wird, sehr gut mit dem Thema der gesellschaftlichen Herausforderung der Jugendlichen ohne Berufsabschluss verbinden. Es liegt natürlich nahe davon auszugehen, dass die früher eher sozialpolitisch gefärbte Aufgabe, Jugendliche in Berufsausbildung zu bringen jetzt eine ganz andere Dimension erhält: Wir sind schlichtweg auf diese Leute angewiesen, wir brauchen sie. Und gerade die Älteren unter uns werden sie brauchen, das werden wir gleich sehen. Es ist eine der wenigen Ressourcen, die wir noch aktivieren können, um den zukünftigen dramatischen Problemen etwas entgegen setzen zu können.

Wir wollen also kurz die Problemlage skizzieren (vgl. Gliederung auf Folie 2): Welche Prognosen haben wir zum zukünftigen Fachkräftebedarf, aber auch welches Angebot an zukünftigen Fachkräften? Welche Rolle spielt dabei die Demografie, und was bedeutet das im Hinblick auf das Nachfragepotenzial dualer Ausbildung. Und schließlich die Frage, inwiefern Jugendliche ohne Berufsabschluss, also in dieser Hinsicht benachteiligte Jugendliche, eine Ressource sein könnten, die wir in Zukunft aktivieren können. Zunächst müssen wir uns jedoch mit einem kleinen Zwischenschritt beschäftigen: Wir müssen uns vergegenwärtigen, unter welchen Bedingungen nicht studienberechtigte Jugendliche in eine Berufsausbildung einmünden. Wie sehen diese aus im Vergleich zu den studienberechtigten Jugendlichen? Ich werde Ihnen ein Beispiel geben, bei dem ich auch das heute schon mehrfach angesprochene Thema Ausbildungsreife aufgreife, um Ihnen zu zeigen, dass es eigentlich ein recht diffiziles Thema ist und man sich manchmal die Frage stellen muss, ob nicht gerade die Jugendlichen ohne Studienberechtigung ganz besonderen Herausforderungen ausgesetzt sind und deswegen auch ganz besondere Hilfen benötigen, wie sie beispielsweise in



OloV angelegt sind. Daran anschließen möchte ich einen kurzen Rückblick auf die vergangenen Jahre mit der Überlegung, was wir daraus lernen können. Wir werden uns mit der Übergangsphase von der Schule in die Berufsausbildung beschäftigen und feststellen, dass diese immer noch viel zu lange dauert. Und wir werden sehen, dass es bestimmte Gruppen gibt, die unter den Jugendlichen ohne Berufsabschluss ganz besonders stark repräsentiert sind. Das sind Jugendliche mit Migrationshintergrund, und genau das ist auch die Ressource, die wir in Zukunft erschließen müssen. Wir werden aber auch sehen, dass die Aufnahmefähigkeit des dualen Systems in den letzten Jahren durchaus begrenzt war, auch das ist schon mehrfach angesprochen worden. Wir benötigen Ausbildungsangebote, jedenfalls solange nach wie vor in bestimmten Regionen der Passungsgrad zwischen Angebot und Nachfrage relativ unausgeglichen erscheint, so dass selbst ausbildungsreife Jugendliche zum Teil Probleme haben einen Ausbildungsplatz zu finden. Wir wollen uns dann noch kurz mit der Berufsausbildung der Jugendlichen beschäftigen. Auch hier möchte ich versuchen, nicht nur (kritisch) auf die Jugendlichen zu zeigen, sondern vielleicht auch einige kritische Rückfragen an uns selbst – an uns Erwachsene – zu stellen und zu überlegen, ob nicht möglicherweise ein Teil der Passungsprobleme und der besonderen Rekrutierungsprobleme in bestimmten Berufen auch sehr viel mit uns Erwachsenen zu tun haben und vielleicht weniger den Jugendlichen zuzuschreiben sind. Und schließlich dann natürlich die Frage: Was ist zu tun? Wir werden überlegen, welche Möglichkeiten wir haben. Wenn ich dann noch Zeit habe, werde ich einige kurze Verbindungen zu OloV ziehen.

Kurze Skizzierung der Problemlage

Künftige Entwicklung des Fachkräftebedarfs und des Fachkräfteangebots

Meine Damen und Herren, ich selbst beschäftige mich nicht mit Prognosen des zukünftigen Fachkräftebedarfs und -angebotes. Das machen andere, u.a. das Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit GmbH (IZA), das im Jahr 2003 eine Studie herausgegeben hat, an der man sehr schön erkennen kann, was in den nächsten Jahren möglicherweise – es sind ja Vorausschätzungen, Prognosen, die auch widerlegt werden können – unter bestimmten Bedingungen auf uns zukommt (vgl. Folie 3). Das Schöne an dieser Prognose ist, dass sie verschiedene Qualifikationsebenen unterscheidet, so dass man im Vergleich sehen kann, wie sich die Situation darstellt für Menschen, die einen Berufsabschluss erworben haben, die keinen Berufsabschluss haben und solche mit einer Ausbildung im tertiären Bildungssektor. Sie sehen zunächst einmal links unten die Prognose, wie sich das Fachkräfteangebot und der Fachkräftebedarf im tertiären Sektor entwickeln wird, also bei akademisch Ausgebildeten, aber auch bei Meistern, Technikern, Fachwirten u.a. Sie sehen, wie sich dort beide Kurven einander annähern und zu einem eklatanten Fachkräftemangel führen müssen. Es geht hier erst einmal nur um die rein quantitative Passung, die qualitativen Probleme werden hier gar nicht sichtbar. Das heißt, wir müssen damit rechnen, dass wir im tertiären Sektor ein riesengroßes Problem bekommen. Wir haben es zum Teil schon in bestimmten Fächern, und dies wird sich in den nächsten Jahren noch verschärfen.

Aber – das ist wichtig – dies betrifft genauso das duale Berufsausbildungssystem in Deutschland. Wir haben zwar zurzeit immer noch ein deutlich höheres Angebot an qualifizierten Fachkräften als die Nachfrage seitens der Wirtschaft, aber das wird sich in den nächsten Jahren deutlich verändern. Es wird sich so stark verändern, dass wir irgendwann zu einem Punkt kommen werden, an dem – selbst wenn wir qualitative Passungsprobleme nicht berücksichtigen – Angebot und Nachfrage so weit auseinander klaffen, dass wir die Nachfrage der Wirtschaft nicht mehr befriedigen können. Ein ebenso eklatantes Problem werden wir auch bei den qualifizierten Fachkräften bekommen.

Der einzige Bereich, – das sehen Sie unten rechts – bei dem die Entwicklungen von Fachkräfteangebot und -nachfrage sich nicht auseinander bewegen, ist bei denjenigen, die ohne abgeschlossene Berufsausbildung bleiben, d.h. dort wären rein theoretisch noch Ressourcen. Auf der anderen Seite zeichnet sich ein weiteres Problem ab, da in den nächsten Jahren die verschiedenen Bildungssektoren untereinander zunehmend konkurrieren werden. Dies wird ein eklatantes Thema werden. Zurzeit ist dies noch nicht der Fall, da zum Teil noch die Abiturientenzahlen steigen, doch was passiert, wenn auch diese sinken? Auch die Universitäten werden sich aufstellen, und auch diejenigen, die den akademischen Nachwuchs rekrutieren wollen – all diese Institutionen werden kämpfen wollen. Damit wird es zu einem Wettbewerb kommen, zwischen denjenigen, die gerade auch gute Jugendliche aus der Schule in dualen Ausbildungswegen qualifizieren wollen, und denjenigen, die sie in Hochschulen qualifizieren wollen.

Noch klafft die Schere zwischen dem Angebot an Fachkräften mit abgeschlossener Berufsausbildung und der Nachfrage relativ weit auseinander. Aber bereits jetzt haben wir es mit einem großen Problem zu tun, weil der Ersatzbedarf, der in den kommenden Jahren bzw. bereits in nächster Zeit entstehen wird, durch die nachrückende Generation nicht mehr aufgefüllt werden kann. Und das ist das eigentliche Problem, mit dem das duale System schon in diesem Jahrzehnt zu tun haben wird.

Demografische Entwicklung und Entwicklung des Nachfragepotenzials nach Ausbildung

Das kann man meines Erachtens relativ gut verdeutlichen, in dem wir uns einfach einmal die Demografie anschauen. Die Entwicklung ist wirklich dramatisch (vgl. Folie 4): Wir haben zurzeit eine Situation in West- und Ostdeutschland, in der ein 16-jähriger auf einen 64-jährigen kommt. In wenigen Jahren – also ab 2022 bis 2025 – wird es so sein, dass ein 16-jähriger zwei 64-jährigen gegenüber steht, also ein dramatisches Auseinanderdriften. Das bedeutet, wir werden es mit einer wachsenden Zahl von Personen zu tun haben, die aus dem Erwerbsleben ausscheiden, vielleicht auch ausscheiden wollen oder ausscheiden müssen, und gleichzeitig wird die Zahl der nachwachsenden Jugendlichen immer geringer. Nun sind nicht alle 16-jährigen an einer Berufsausbildung interessiert, aber selbst dann, wenn man versucht zu schätzen, wie sich das Ganze im Hinblick auf das Nachfragepotenzial für die duale Berufsausbildung entwickeln wird – das sehen Sie in der rechten Hälfte der Folie – sehen Sie, dass die Nachfrage nach dualer Ausbildung massiv schrumpfen wird. Das heißt, wir haben keine Chance, dieses Nachfragepotenzial aufzufüllen, wenn wir nicht zwei Wege gehen: Der eine Weg wäre der, mehr Studienberechtigte zu rekrutieren. Das wird zum Teil zwischenzeitlich dann möglich sein, wenn wir doppelte Abiturientenjahrgänge in einigen Ländern haben – da sind ja manche schon in den Startlöchern und versuchen diese Jugendlichen zu rekrutieren. Aber es wird schwieriger werden, wenn die Zahl der Abiturienten abnehmen wird. Dann wird eine starke Konkurrenzsituation entstehen, und diese Jugendlichen werden umworben werden. Also bleibt die zweite Größe übrig, das sind die Jugendlichen, die bislang ohne Berufsabschluss geblieben sind.

Jugendliche, die bislang ohne Berufsabschluss bleiben: eine aktivierbare „stille Reserve“?

Ich habe hier eine Darstellung (vgl. Folie 5), die sich auf Jugendliche ohne Berufsabschluss konzentriert, die beim Verlassen der allgemeinbildenden Schule nicht studienberechtigt waren. Sie sehen, dass ungefähr jeder Siebte in Deutschland – also 15 % aller nicht studienberechtigten Schulabsolventen – auf Dauer ohne Berufsabschluss bleibt. Das unterscheidet sich dann noch einmal in einen Anteil von drei Fünfteln, die niemals eine Berufsausbildung angefangen haben und zwei Fünfteln, die zwar eine Berufsausbildung angefangen haben –

und das ist ein weiteres Problem –, aber diese nicht beendet haben und damit als Ressource langfristig ausfallen.

Das einzig Positive an dieser Grafik sehen Sie in einem der Kästchen in der Mitte, nämlich die Tatsache, dass gerade einmal 10 % dieser Jugendlichen niemals eine Ausbildungsstelle gesucht haben. Das heißt, unter den 15 % der Jugendlichen ohne Berufsabschluss ist ein Zehntel, die nie gesucht haben.

Das heißt, irgendeine Motivation auf Seiten der Jugendlichen war offenbar da gewesen. Aber man muss sehen, diese Jugendliche kommen zum Teil nicht unbedingt aus den allerbesten Verhältnissen. Wir haben einmal zwei Aspekte hier aufgeführt.

Da ist insbesondere der Aspekt: Wie sieht es in den Familien aus, gehen die Eltern, beispielsweise der Vater, selbst einer qualifizierten Erwerbstätigkeit nach? Und wir sehen, dass viele dieser Jugendlichen, die ohne Berufsabschluss bleiben, aus einer Familienkonstellation stammen, wo qualifizierte Erwerbstätigkeit innerhalb der Familie nicht stattfindet, wo es also auch Orientierungsprobleme gibt.

Ein weiterer relevanter Aspekt ist der Migrationshintergrund: Jugendliche mit Migrationshintergrund sind in dieser Gruppe stark überproportional vertreten. Schaut man sich nun die Schulabschlüsse an, dann dreht sich das ungefähr: etwa ein Drittel hat einen mittleren Abschluss, ein Drittel einen Hauptschulabschluss, ein weiteres Drittel hatte gar keinen Schulabschluss. Auch mit Blick auf die schulischen Leistungen zeigt sich, dass es nicht unbedingt die Besten sind. Aber das ist die Ressource, die wir versuchen müssen zu erschließen. Wir haben keine andere.

Institutionelle Aspekte des Übergangs Schule - Berufsausbildung

Das Beispiel „fehlende Ausbildungsreife“

Nun kann man sich die Frage stellen, ob das überhaupt geht (vgl. Folie 6). Macht das überhaupt Sinn, kann man mit diesen Jugendlichen überhaupt arbeiten? Ich war selbst an der Gruppe beteiligt, die den Kriterienkatalog zur Ausbildungsreife innerhalb des Ausbildungspaktes erarbeitet hat. Man kann sich die Frage stellen: Werden diese Jugendlichen je in der Lage sein, eine Berufsausbildung erfolgreich zu durchlaufen? Sie wissen vielleicht, dass wir in dem Kriterienkatalog zur Ausbildungsreife versucht haben, Mindeststandards für bestimmte Kompetenzen zu definieren, die Jugendliche mitbringen sollten, wenn sie denn den Eintritt in die Berufsausbildung wagen möchten. Wir sind – gerade was das schulische Basiswissen betrifft – dabei deutlich, wirklich sehr deutlich unter dem geblieben, was eigentlich denjenigen abverlangt wird, die einen Hauptschulabschluss erwerben. Es sollten nur Basiskenntnisse benannt werden, u.a. rechnerische Grundkenntnisse.

Vielleicht ist Ihnen im Jahr 2007 dieser Artikel in der Bildzeitung aufgefallen, der einen Trend in den Zeitungen widerspiegelt, der meines Erachtens durchaus berechtigt ist, nämlich die kritische Frage: Wie sieht es denn aus mit der Ausbildungsreife der Jugendlichen? Sie sehen, da beklagt sich ein Handwerksmeister sehr massiv unter der Überschrift der Bildzeitung, die es natürlich etwas drastischer ausdrückt: "So doof sind unsere Schulabgänger".

Nun, was hat dieser Handwerksmeister gemacht? Er hat Eignungstests mit den Jugendlichen durchgeführt und u. a. das abgefragt, was auch im Kriterienkatalog zur Ausbildungsreife steht, also beispielsweise Grundkenntnisse. Und einige dieser Grundkenntnisse beziehen sich eben nicht nur simpel auf Addition und Subtraktion, etwa im Sinne von Kopfrechnen, sondern auf die Dreisatzrechnung. Im Zeitungsartikel gibt es eine Beispielaufgabe, die ich spannend fand: "Acht Arbeiter vollenden eine Aufgabe in zwölf Arbeitstagen, wie lange brauchen fünf Arbeiter?" Eigentlich ist das gar nicht so kompliziert: Man muss einfach

nur ausrechnen, wie viele Personen-Arbeitstage für die Arbeit nötig sind, das sind achtmal zwölf. Dann dividiert man durch fünf und kommt auf 19,2.

Das Spannende für uns war Folgendes: Wir haben gemerkt, dass wir auch eine Zeitlang brauchten, um das durchzurechnen. (Gelächter) Ja, lachen Sie nicht, es war in einer Situation, wo wir selbst vor Studenten standen. Und meine Kollegin hatte mich mit dieser Aufgabe sehr unvermittelt konfrontiert, ich kannte die gar nicht, und ich muss gestehen: Ich war nicht in der Lage, sie in so kurzer Zeit zu rechnen. Mir fiel später natürlich irgendwann die Lösung ein, aber ich habe mir gleich gedacht, dafür räche ich mich einmal. Was haben wir gemacht? Wir haben unsere studentischen Hilfskräfte losgeschickt und sind in die Unis marschiert. Wir wollten sehen, wie die Studierenden damit umgehen.

Was Sie hier unten rechts sehen, sind die Ergebnisse eines Tests mit Studierenden. Wir wollten eigentlich 30 Personen befragen, aber wir haben nach 18 Personen abgebrochen, ganz einfach deswegen: Es hat kein einziger, kein einziger dieser Studierenden gewusst. Wir haben den Testpersonen drei Minuten Zeit gegeben, in drei Minuten hätte man das lösen können müssen, es ging nicht. Und jetzt schauen Sie sich bitte einmal die Abiturnoten dieser Testpersonen an. Diese Studierenden waren sehr, sehr gut qualifiziert, manche hatten Note 1,0, auch sie waren nicht in der Lage, diese Aufgabe zu lösen.

Nun, was können wir daraus lernen? Ich könnte vielleicht sehr zynisch sagen: Wenn ein Ausbildungsstellenbewerber mit Hauptschulabschluss den Dreisatz nicht löst, kommt er in die berufsvorbereitende Maßnahme, wenn er studienberechtigt ist, (Applaus, Gelächter) dann geht er studieren. Ja, das, meine Damen und Herren, zeigt ein Problem auf, das uns – vielleicht weil wir eine lange Tradition in diesem Sinne haben – irgendwie selbstverständlich erscheint, das aber meines Erachtens ein entscheidender Punkt sein wird, wenn wir diese Ressource der Jugendlichen ohne Berufsabschluss nutzen wollen (vgl. Folie 7).

Regeln des Ausbildungszugangs:

Sind nichtstudienberechtigte Schulabgänger institutionell im Nachteil?

Wenn Jugendliche aus den gutbürgerlichen Familien Abitur machen, bekommen sie ihr Zeugnis in die Hand, haben eine wunderschöne Abiturfeier, und haben dann das Zeugnis der Hochschulreife. Ihnen wird attestiert, dass sie hochschulreif sind, da gibt es gar keine Frage mehr. Sie haben eine Hochschulzugangsberechtigung, und das bedeutet: Wenn sie nur flexibel bei der Wahl von Studienort und Studienfach sind, dann haben sie eine faktische Ausbildungsplatzgarantie. Ich habe das bei meiner Tochter beobachtet: Es hat eine halbe Stunde im Internet gedauert, da hatte die ihren Ausbildungsplatz. Wie sieht das nun bei den Jugendlichen aus, die nicht studienberechtigt sind? Wenn sie die Schule verlassen, dann haben sie ein Haupt- oder bestenfalls ein Realschulabschlusszeugnis, wenn ihnen das gelungen ist, aber sie haben damit kein Ausbildungsreifezeugnis. Nein, das ist damit nicht gegeben. Nun haben sie natürlich die Möglichkeit, sich bei der Bundesagentur für Arbeit als Ausbildungsstellenbewerber registrieren zu lassen. Die Bundesagentur für Arbeit ist aus guten Gründen gehalten sich um die berufliche Eignung der Jugendlichen, die dort ankommen, zu kümmern und zu schauen, ob sie passend ist. Das heißt, Beratung soll auch so durchgeführt werden, dass die Betriebe mit geeigneten Bewerbern konfrontiert werden. Aber selbst wenn es so ist, dass dieser Jugendliche die Ausbildungsreife attestiert bekommt und als Ausbildungsstellenbewerber bei der Bundesagentur für Arbeit registriert ist, hat er sich auf einem Markt zu bewegen. Und auf dem Markt kann er reüssieren, er kann Erfolg haben, oder er kann scheitern. Und was macht er, wenn er scheitert?

Jetzt muss man sich das vorstellen: Diese Aufgabe geht nicht an die wohlbehüteten Kinder aus der Mittelschicht, diese Aufgabe geht an junge Menschen, die häufig aus schwierigen

Verhältnissen kommen, wo in den Familien zum Teil nicht mehr vernünftig geredet wird, wo keine Berufsorientierung stattfindet. Und jetzt sollen diese Jugendlichen sich auf diesen Märkten bewegen. Das ist nicht ein Prozess von drei, vier Monaten, das werden wir gleich sehen, das kann Jahre dauern. Diese Jugendlichen müssen Frustrationstoleranz haben, um das auszuhalten, sie dürfen nicht resignieren. Sie müssen diesen Weg gehen können bis zum Ende, bis sie dann irgendwann einmal etwas gefunden haben. Und diese Aufgabe geht interessanterweise in Deutschland nicht an die leistungsstarken Jugendlichen. Die schwierigste Aufgabe in Deutschland geht an die Schwächsten!

Die leistungsstärksten Jugendlichen haben die allereinfachste Aufgabe, da dauert es eine halbe Stunde. Ja, das sind die Folgen von Institutionen, die wir als selbstverständlich erachten. Ich freue mich natürlich auch, dass meine Tochter so rasch einen Ausbildungsplatz gefunden hat. Aber es zeigt eben auch: Wir dürfen die Jugendlichen nicht allein lassen. Und erst recht dann nicht, wenn sie wirklich aus schwierigen Verhältnissen kommen und wir damit rechnen müssen, dass diese Hilfe zuhause nicht gegeben wird.

Was lehren uns die Erfahrungen der vergangenen Jahre?

Die Übergangsphase von der Schule in die Berufsausbildung dauert zu lange

Dass es wirklich lange dauert, können Sie hieran (vgl. Folie 8) erkennen. Relevant ist zunächst nur die rechte Hälfte, da wird abgetragen, wie viele Monate es nach Verlassen der allgemeinbildenden Schule dauert, bis ein nicht studienberechtigter Jugendlicher einen Ausbildungsplatz gefunden hat – und zwar ohne zwischendurch noch eine andere Etappe zu machen. Sie sehen die kumulativen Anteile: Nach etwa drei Monaten haben es bei den Jugendlichen ohne Migrationshintergrund 56 % geschafft. Nach 15 Monaten, also im darauf folgenden Ausbildungsjahr, ist diese Quote insgesamt auf 61 % angewachsen. Sie sehen, wie die Treppe langsam hochwächst, aber es eben auch nicht alle schaffen. Und Sie sehen auch gleichzeitig – darauf kommen wir noch zu sprechen – den eklatanten Unterschied zwischen den Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund.

Nun kann man statistisch untersuchen, welche Faktoren relevant dafür sind, ob es geschafft oder nicht geschafft wird. Wichtig in diesem Zusammenhang ist Folgendes: Natürlich spielen die Schulnoten eine wichtige Rolle, natürlich spielt die schulische Qualifikation eine wichtige Rolle. Aber wenn Sie auf der linken Seite der Tabelle die verschiedenen Aspekte durchgehen, werden Sie erkennen, dass vieles gar nichts mit individueller Leistungsfähigkeit zu tun hat, sondern die Familien eine ganz große Bedeutung haben. Geht der Vater qualifizierter Erwerbstätigkeit nach, dann steigt die Wahrscheinlichkeit deutlich, dass der Jugendliche in kürzerer Zeit einen Ausbildungsplatz findet. Wird in den Familien gesprochen, wird Berufsorientierung dort zum Thema gemacht, verkürzt sich ebenfalls die Zeit dramatisch bis der Jugendliche einen Ausbildungsplatz gefunden hat. Die soziale Einbindung in Netzwerke spielt eine Rolle. Also viele Aspekte die nicht unmittelbar mit schulischer Leistung zu tun haben, sondern viel damit zu tun haben, wie der Jugendliche verortet ist, wie er verdrahtet und eingebunden ist in verschiedene soziale Netzwerke.

*Jugendliche mit Migrationshintergrund
finden besonders selten den Weg in die Ausbildung*

Und wir sehen hier, dass es einen eklatanten Unterschied gibt zu den Jugendlichen, die einen Migrationshintergrund aufweisen. Auch das hat natürlich zum großen Teil etwas mit dieser Einbindung in Netzwerke zu tun. Etwa bei der Feuerwehr – wer arbeitet mit? Das sind in der Regel Hauptschulabsolventen auf dem Land, die sich dadurch durchaus Chancen

eröffnen, ganz einfach deswegen, weil z.B. die Betriebe auch bei den Feuerwehrfesten dabei sind, sie lernen die Jugendlichen kennen und haben begriffen: "Der hat gelernt sich zu organisieren, der kann etwas, den kann man einstellen, den kann man nutzen". Wenn all das fehlt, dann ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass diese Jugendlichen nicht die Chance haben, in Ausbildung zu gelangen.

Jugendliche mit Migrationshintergrund, d.h. die Gruppe, die es zurzeit am schwersten hat in Berufsausbildung zu finden, ist aber genau die Ressource, die in Zukunft am stärksten anwachsen wird (vgl. Folie 9). Ich habe auf der linken Seite die Daten der Bundesagentur für Arbeit zum Migrationshintergrund zusammengefasst. Die Bundesagentur benutzt ein sehr strenges Merkmal, hier geht es nämlich nur um die ausländische Staatsangehörigkeit. Das heißt, alle Jugendlichen, die einen Migrationshintergrund aber die deutsche Staatsbürgerschaft haben, sind darin gar nicht gefasst. Aber Sie sehen, wie hoch inzwischen – das sind die Daten aus dem Jahr 2008 – der Anteil der Ausbildungsstellenbewerber mit ausländischer Staatsangehörigkeit in den einzelnen Regionen ist. Da gibt es Regionen mit weit über 20 % bis 30 %. Man kann auch sehr schön erkennen, wo das stattfindet: natürlich ganz massiv auch in Hessen.

Das bedeutet, wir müssen an diese Jugendlichen heran, wir kommen auch nicht darum herum. Es ist die Ressource, die in Zukunft wachsen wird, diese Anteile werden stärker wachsen. Wenn wir nun im Rahmen von repräsentativen Untersuchungen näher erfragen, wie hoch der Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund tatsächlich ist, die sich für eine duale Ausbildung interessieren, kommen wir auf Anteile zwischen 40 und 50 %. Und diese Anteile wachsen stetig, dieser Trend ist auch nicht mehr umkehrbar.

Das Problem ist nur, wie kommt man an diese Jugendlichen heran? Ich hatte vorhin schon gesagt, es dauert, und es dauert lange. Ein Problem für Jugendliche mit Migrationshintergrund besteht darin, dass auch sie zwar die Chance haben, durch bessere schulische Leistungen die Eignungswahrscheinlichkeit für eine Berufsausbildung zu erhöhen (vgl. Folie 10). Dies ist durchaus der Fall, das können Sie auf der rechten Seite erkennen, wo die Gruppen mit Migrationshintergrund abgebildet worden sind. Diese Grafiken sind einfach zu interpretieren: Sie sehen, dass die Wahrscheinlichkeit, mit der ein Jugendlicher ohne Migrationshintergrund, der als Ausbildungsstellenbewerber bei der Bundesagentur für Arbeit im Jahr 2008 gemeldet war, in eine betriebliche – betriebliche wohlbemerkt – Ausbildungsstelle eingemündet ist, im Durchschnitt etwa 41 % betrug. Wenn der Jugendliche jetzt einen mittleren Abschluss hatte, wuchs diese Wahrscheinlichkeit auf 46 %. Wenn er dann noch eine gute bis sehr gute Mathematiknote mitbrachte, dann wuchs sie noch einmal deutlich an. Und wenn er dann noch in einer guten Wohnregion wohnte, wo die Arbeitslosenquote relativ gering war, dann wuchs die Chance etwa auf zwei Drittel. Wenn er einen Hauptschulabschluss hatte, dann sank sie unter den Durchschnitt. Und wenn er dann noch schlechte Noten hatte, sank sie noch einmal ganz drastisch und war dann so niedrig, dass die Chance gerade mal bei 18 bis 19 % lag. Das sind die Verhältnisse aus dem Jahr 2008 – trotz all unserer Bemühungen, die Jugendlichen rasch in eine Ausbildung zu bringen.

Wenn man sich nun die Jugendlichen mit Migrationshintergrund anschaut, kann man sehr gut feststellen, dass die Perlen auf dieser Kette in derselben Reihenfolge angebracht sind. Das bedeutet, auch für einen Jugendlichen mit Migrationshintergrund lohnt es sich, bessere Noten zu haben. Aber es lohnt sich nicht im selben Ausmaß wie für einen Jugendlichen ohne Migrationshintergrund. Das heißt, er müsste eigentlich überkompensieren, er müsste noch viel mehr mitbringen, damit er eine ähnliche Chance hat wie ein Jugendlicher ohne Migrationshintergrund. An dieser Stelle besteht Handlungsbedarf. Es ist zum Teil in der Forschung schwer erklärlich, woran das liegt, möglicherweise gibt es da Diskriminierungsprozesse, das ist nicht ganz eindeutig. Fest steht, dass diese Ressourcen bis jetzt nicht in dem Maße genutzt wurden, wie wir sie nutzen könnten und nutzen müssen.

Selbst offiziell „ausbildungsreife“

Ausbildungsstellenbewerber beginnen zu oft keine Berufsausbildung

Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass trotz allem ausbildungsreife Jugendliche benötigt werden. Aber wir brauchen in Deutschland auch Beschäftigung, wenn wir genügend Ausbildungsplatzangebote innerhalb des dualen Systems haben wollen. Sie können hier (vgl. Folie 11) auf der rechten Seite an einer simplen Regression erkennen, dass natürlich die Zahl der Ausbildungsplätze in Deutschland mit der Beschäftigung zusammen hängt: Wenn es in den letzten Jahren im Beschäftigungssystem nicht gut lief, gab es auch im Ausbildungssystem weniger Ausbildungsplatzangebote. Das heißt, wir müssen sehen, dass der Kamin von unten Feuer oder von oben Zug bekommt, und das ist nun einmal Beschäftigung – wir brauchen Ausbildungsplatzangebote.

Sie sehen, das gilt auch im Querschnitt und auch noch für das Jahr 2008. Wir hatten nun in den letzten Jahren Glück: Seit 2007 stieg das Ausbildungsplatzangebot wieder sehr deutlich über die 600.000-Marke. Dann kam allerdings die Wirtschaftskrise dazwischen, in deren Folge im letzten Jahr das Ausbildungsplatzangebot in Deutschland wieder sank. Im Jahr 2008 hatten wir 630.000 Ausbildungsplatzangebote, im Jahr 2009 nur noch 583.000. Der Rückgang hängt auch mit der Demografie zusammen, insbesondere in Ostdeutschland, das werden wir nachher noch sehen, er hängt aber auch mit der Wirtschaftskrise zusammen.

Dieser Rückgang führte zu folgendem Bild (vgl. Folie 12): In diesen Grafiken werden die Ausbildungsplatzangebote in Relation zur Zahl der Schulabgänger gesetzt. Man sieht, dass die Einmündungsquote und die Angebotsquote wieder etwas gesunken sind – zumindest in Westdeutschland, und damit aber auch bundesweit, weil der Westen quantitativ dominiert – obwohl wir in den letzten Jahren deutliche Erfolge hatten. Sie können auf diesen Kurven sehr gut erkennen, dass insgesamt gesehen die Situation gerade bis zum Jahr 2005 in Deutschland äußerst schwierig war. Natürlich können wir die Hoffnung haben, dass sich irgendwann mit der Änderung der demografischen Verhältnisse auch die Ausbildungsmarktrelation so ändert, dass der Zug des Kamins deutlich besser wird.

Dass dies der Fall ist, können Sie sehr gut an einer Region feststellen, nämlich Ostdeutschland. Ich kann nur raten, diese Region in Zukunft verstärkt in den Blick zu nehmen. Was sich in Ostdeutschland zurzeit tut, ist wirklich eklatant, das ist historisch wirklich einmalig: Dort bricht wirklich alles zusammen. Innerhalb kurzer Zeit hat sich der Jahrgang dort mehr als halbiert. Noch im Jahr 2001 hatten wir über 170.000 nicht studienberechtigte Schulabgänger, inzwischen kommen wir im nächsten Jahr auf unter 74.000 (!). Die Betriebe und Unternehmen stehen dort vor gewaltigen Herausforderungen.

Unter anderem bedingt durch die Wirtschaftskrise kam es im letzten Jahr auch in Ostdeutschland zu einem deutlichen Einbruch des Ausbildungsplatzangebotes. Dieser Einbruch war viel eklatanter als in Westdeutschland, und trotzdem: weil die demografischen Verhältnisse dort so sind wie sie sind, hat sich in Ostdeutschland die Situation für die Jugendlichen weiter verbessert und ist inzwischen deutlich besser als in Westdeutschland. Das können Sie an den beiden Grafiken ganz rechts erkennen, auf denen die rechnerischen Angebots- und Einmündungsquoten in Hessen und Ostdeutschland abgebildet sind. Dort sehen Sie, was sich getan hat. Das sind rein demografische Effekte.

Das bedeutet aber übrigens auch – und das ist wichtig im Hinblick auf die Diskussion um die Ausbildungsreife – die Unternehmen reagieren, indem sie versuchen, sich dadurch flexibel zu halten, dass sie mehr Jugendlichen eine Ausbildungschance geben. Die Debatte zur Ausbildungsreife wurde auch und zu recht in Ostdeutschland geführt. Wir können hier aber sehen, dass – um noch einmal im Bild des Kamins zu bleiben – der Zug dazu führt, dass die Jugendlichen offenbar tatsächlich versuchen der Angebotsquote zu folgen und die Angebote auch irgendwie zu besetzen. Das heißt, es scheint tatsächlich möglich zu sein, mehr Jugendliche in Ausbildung zu bringen. Trotzdem müssen wir uns natürlich mit dem Thema Ausbildungsreife beschäftigen.

Wie sahen die Verhältnisse bei den gemeldeten Ausbildungsstellenbewerbern des Jahres 2009 aus (vgl. Folie 13)? Sie sehen auf der linken Seite in den Tortendiagrammen sehr schön die Unterschiede zwischen Hessen und Ostdeutschland. Sie sehen, wie viele Jugendliche in Ostdeutschland mittlerweile in eine Berufsausbildung einmünden. Es sind weit mehr als die Hälfte, fast 60 %, in einigen Regionen sind es schon mehr als zwei Drittel. Relativ wenige Jugendliche münden nicht mehr ein, sie bleiben unversorgt oder sind in irgendwelchen Alternativen und suchen von dort aus weiter. In Hessen ist die Situation immer noch anders: Es ist immer noch so, dass nicht einmal die Hälfte der gemeldeten Ausbildungsstellenbewerber in eine Berufsausbildung einmündet, die anderen verbleiben alternativ. Von diesen bleibt ein kleinerer Teil unversorgt, die anderen suchen aus diesen Alternativen weiter, auch nach dem 30. September. Das sind Ressourcen, die erschlossen werden könnten. Wenn wir versuchen wollen, Jugendliche rascher in Ausbildung zu bringen, besteht hier Handlungsbedarf. Vier Fünftel von denjenigen, die in Alternativen verschwinden, werden im nächsten und übernächsten Jahr als Altbewerber wieder erscheinen. Wir könnten rascher handeln, hierzu müssen wir aber nicht nur die Angebotssituation verbessern, sondern auch die vorhandenen Angebote passend besetzen, so dass keine Angebote übrig bleiben. Dies würde den Jugendlichen die Chance bieten, rascher in Ausbildung zu gelangen.

Auffallend ist übrigens auch der eklatante Unterschied zwischen den Jugendlichen, die von den zugelassenen kommunalen Trägern im Rahmen der Grundsicherung und der Bundesagentur für Arbeit betreut werden (vgl. Folie 14). Wir sehen, es gibt auch dort ein spezifisches Klientel, das besonders schwierig zu erschließen ist und das besonderer Unterstützungsmaßnahmen dringend bedarf.

Nichtsdestotrotz sind wir schon auf dem Weg: Der Markt verändert sich. Wir werden es in den kommenden Jahren – diese Etappe ist schon längst eingeleitet – mit einer Veränderung von einem Angebots- zu einem Nachfragemarkt zu tun haben. Für die Betriebe wird es zunehmend schwierig. Es gibt bereits heute Berufe, in denen die Situation sehr schwierig ist. Das sind die aktuellsten Zahlen für bestimmte Berufe, die es im letzten Jahr sehr schwer gehabt haben Ausbildungsplätze zu besetzen (vgl. Folie 15). Die typischen Kandidaten: Fachkraft für Systemgastronomie, Restaurantfachkraft, Fachverkäufer/in im Nahrungsmittelhandwerk, Fleischer/in, Klempner/in, Gebäudereiniger/in – viele Handwerksberufe sind darunter, die schon im letzten Jahr große Probleme hatten, ihre Ausbildungsplätze zu besetzen. Dagegen hatten die Berufe, die im Dienstleistungssektor angesiedelt sind, eine etwas günstigere bis zum Teil sehr günstige Situation. Offenbar hat ein Betrieb, der Ausbildungsplätze als Gestalter/in für visuelles Marketing anzubieten hat, keine allzu großen Probleme diese Plätze auch besetzen zu können. Auch die kaufmännischen Berufe haben es wesentlich einfacher. In einigen Berufen werden wir jedoch zuallererst die großen Krisen bekommen, wenn wir nicht dagegen steuern.

Die Berufsorientierung der Jugendlichen stellt auch kritische Rückfragen an uns Erwachsene

Man stellt sich natürlich die Frage: warum? Hängt es damit zusammen, dass die Jugendlichen keine Ahnung haben, dass ihre Berufsorientierung einfach nicht ausreicht? Auch dies war Teil des Kriterienkatalogs zur Ausbildungsreife, dass die Berufswahl der Jugendlichen durch eine Verbesserung der Berufsorientierung unterstützt werden muss. Hier sehen Sie beispielsweise, dass auch in der Zeitung über diese Frage spekuliert wurde: Gebäudereiniger, klar, die denken wahrscheinlich alle, da wird nur geputzt und dann ist es das auch schon. Das heißt, die Jugendlichen begreifen nicht, dass dieses Ausbildungsprofil auch so geschnitten worden ist, dass es durchaus anspruchsvoll ist, dass es Spaß machen und interessant sein kann. Man kann diese These vertreten, aber es ist, wenn man genauer hinschaut, nicht der einzige und möglicherweise nicht einmal der entscheidende Grund, warum solche Berufe gemieden werden.

Wir haben einmal untersucht, welches die entscheidenden Faktoren dafür sind, ob ein Jugendlicher sich nun beispielsweise entschließt, Gebäudereiniger oder einen anderen Beruf zu lernen (vgl. Folie 16). Jugendliche denken darüber nach, was sie in dem Beruf erwartet und ob ihnen das Spaß machen wird. Sie wägen also bestimmte Vorstellungen ab und gleichen sie mit dem ab, was sie an Interesse mitbringen. Das ist ein wichtiger Faktor. Jugendliche bevorzugen übrigens auch das, was ihnen vertraut erscheint, deswegen ist es auch richtig, wenn das Handwerk und andere Bereiche möglichst frühzeitig in die Schulen gehen. Sie verschaffen sich damit Wettbewerbsvorteile, weil ein Jugendlicher das Vertraute dem weniger Vertrauten immer vorziehen wird. Auch das ist ein wesentlicher Faktor. Ein dritter Faktor aber, und der ist mir wichtig, weil er viel mit uns selbst zu tun hat, das ist nämlich die Frage: wie glauben Jugendliche, dass andere, nämlich wir, über diese Berufsinhaber denken.

Warum ist das für die Jugendliche relevant? Jugendliche möchten sich mit ihren Berufen sozial verorten, die möchten später mit diesen Berufen ankommen, möchten damit Status erlangen in der Gesellschaft. Die möchten von den Leuten wohlgeleitet werden, die möchten Anerkennung erfahren, die möchten schlichtweg gut ankommen. Und dies testen die Jugendlichen im Vorfeld, das heißt, sie bilden subjektive Theorien darüber, z. B.: "Wie ist das eigentlich, wenn ich Gebäudereiniger werde, was denken dann die anderen über mich? Kann ich diesen Beruf wählen, kann ich dann in eine Diskothek gehen, mache ich ein Mädchen an und sage dem, ich werde Gebäudereiniger? Wird sie mich dann gut finden?" Die Grafik zeigt faktische Ergebnisse, was Jugendliche glauben, wie wir Erwachsene über Gebäudereiniger denken. Abgebildet ist ein semantisches Differenzial, oben sind die positiven Eigenschaften aufgeführt und unten die Gegenteile, die nicht so positiv klingen. Zum Vergleich ist ein weiterer Beruf aufgeführt, der IT-Systemelektroniker. Und Sie sehen, auch wenn ein Jugendlicher Interesse am Berufsprofil des Gebäudereinigers hätte, so müsste er doch zurückschrecken, weil er davon ausgeht, von anderen für ungebildet, arm und dumm gehalten zu werden. Kann ich es mir dann noch leisten, einen solchen Beruf zu ergreifen?

Das Spannende ist nun, dass ja auch viele positive Eigenschaften aufgeführt sind, zum Beispiel "selbstlos", "körperlich fit" oder "geschickt", bei denen der Gebäudereiniger beispielsweise sehr hohe Werte aufweist. Wenn man die Jugendlichen aber fragt, was in der Gesellschaft relevant ist, um Anerkennung zu erfahren, sind es nun bezeichnenderweise nicht diese Tugenden (vgl. Folie 17). Also ob jemand körperlich fit ist, spielt gar keine Rolle. Ob jemand dabei sozial ist, spielt auch keine Rolle. Ob er selbstlos ist, ist nicht wichtig. Ob er eine hohe Geschicklichkeit aufweist – für viele manuelle Tätigkeiten von hoher Relevanz – spielt auch keine Rolle. Es ist immer derselbe Dreiklang: intelligent, gebildet und reich. Wenn Jobs dieses Image vermitteln, wenn sie kreativ sind, dann gehen die Jugendlichen dort hin, gnadenlos. Und das ist mir wichtig, es hat nicht nur mit den Jugendlichen zu tun, es hat sehr viel damit zu tun, wie wir über Berufe reden, wie Eltern sich mit ihren Kindern über die verschiedenen Berufsbilder auseinander setzen.

Wenn wir etwas verändern wollen in Zukunft, muss hier angesetzt werden. Wenn der Markt enger wird, müssen wir auch diesen Aspekt mit berücksichtigen. Wenn also das Handwerk Imagekampagnen für seine Berufe starten möchte, dann sollte es die Werbung nicht nur in den Kinos schalten. Es muss die Werbung auch in den Köpfen der Eltern verankern. Man muss klar machen, dass diese Berufe heute ein anderes Profil haben und dass sich dort eine Menge getan hat. So hätte man ganz andere Möglichkeiten, auf die Jugendlichen einzuwirken.

Die nächste Folie (vgl. Folie 18) zeigt einige Beispiele, welche Berufe Anerkennung finden und welche weniger Anerkennung finden. Besonders anerkannt sind Rechtsanwaltsfachangestellte, Bankkaufleute, Industriekaufleute, IT-Systemelektroniker/in, und dann in absteigender Reihenfolge solche Berufe wie Bäcker/in, Friseur/in, Maler- und Lackierer/in sowie Gebäudereiniger/in.

Zu viele Jugendliche drohen nach der Schule den institutionellen Kontakt zu verlieren

Was mir in letzter Zeit Sorge macht, ist die Tatsache, dass möglicherweise institutionelle Kontakte der Jugendlichen zu bestimmten Einrichtungen verloren gehen könnten. Wenn man sich den Einschaltungsgrad der Bundesagentur für Arbeit oder auch der zugelassenen kommunalen Träger anschaut, scheint es so zu sein, dass offenbar viele Jugendliche nicht mehr den Weg zur Agentur für Arbeit finden, obwohl sie ihn finden sollten, denn sie brauchen Unterstützung. Das heißt, wir müssen dafür sorgen, dass auch der Kontakt der Institutionen zu den Jugendlichen nicht abreißt. Selbst Jugendliche, die langfristig ohne Ausbildungsplatz bleiben, haben inzwischen seltener diesen institutionellen Kontakt bzw. finden nicht den Weg zu den Institutionen, die ihnen helfen könnten.

Deswegen halte ich es für so zentral, was beispielsweise im Rahmen von OloV geschieht: Wir dürfen die Jugendlichen nicht loslassen. Wir müssen sie frühzeitig in den allgemein bildenden Schulen abholen, wir müssen sie persönlich betreuen, wir müssen begreifen, dass Berufswahl mehr ist als reine kognitive Orientierung. Es hat viel mit Ängsten zu tun, es hat mit Stress und Versagensängsten zu tun. Es hat viel damit zu tun, dass Jugendliche auch ganz andere Themen im Kopf haben, sie sind schließlich mitten in ihrer psycho-sexuellen Entwicklung. Es hat viel damit zu tun, dass es eine Person gibt, die sich dauerhaft und kontinuierlich mit diesen Jugendlichen beschäftigt und vielleicht auch dann einmal interveniert, wenn der Jugendliche gar nicht darum gebeten hat. Weil das zum Teil in den Familien heute nicht mehr geleistet wird, brauchen wir einfach andere Projekte.

Deswegen – das wäre dann auch mein Schlusswort und damit gebe ich weiter an die nächste Referentin – brauchen wir solche Initiativen wie OloV.

Ich danke Ihnen ganz herzlich.